

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 198

Posen, den 30. August 1929

3. Jahrg.

ROMAN
VON
WOLFGANG MARKEN
UM
EVA
WILDES
ERBE
URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU-SA

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Wirt nahm gern an und sie kamen immer mehr ins Plaudern.

Plötzlich schaute sich Pat angelegentlich im Zimmer um, daß der Saloninhaber ihn erstaunt ansah. Schüttelte den Kopf.

„Was laut Euch an meiner Bude auf, Sir? Habt Ihr Angst, daß sie zusammenpurzelt? Die steht fest für die Ewigkeit.“

Dröhnend lachte der Wirt auf. Pat stimmte mit ein und meinte leicht hin. „Ich wundere mich, daß bei Euch alles so schön heil ist. War lezt hin in einem Salon, der sah aus wie ein Kehrighausen.“

„Kehrighausen, das habt ihr schön gesagt,“ wieherte der Wirt vor Lachen. „War bei mir auch schon. Vor einem halben Jahr, nee, vier Monate sind's erst — na, mag's sein wie's will. Vor Monaten hat mir eine Hammelherde von Cowboys — ich glaub zwanzig Mann waren es — meine Bude zugerichtet. Kehrighausen! Samohl! So sah sie aus. Aber die Jungs haben bezahlt. War so ein kleiner Spaß. Netter kleiner Spaß.“

Die Erinnerung daran schien ihn zu amüsieren, denn er schmunzelte vor sich hin.

„Waren sie lange hier?“

„Nur einen Tag, dann ist die ganze Rasselbande weiter. Nach Tet-Hu-Atlen, wollten Sie und von dort aus über die Grenze nach Mexiko.“

Pat wußte genug.

Also nach Tet-Hu-Atlen waren sie gezogen. Das war zunächst sein Ziel.

Seine Erkundigungen nach Tet-Hu-Atlen waren in einem anderen Salon bald getätigt.

Es lag zwei Tagereisen auf einem guten Pferde von Santa-Billis entfernt. Ursprünglich ein altes Indianerdorf, hatten sich jetzt eine Anzahl Weiße angesiedelt, so daß ein kleiner Flecken von wohl zweihundert Seelen entstanden war.

Zwischen Santa Billis und Tet-Hu-Atlen bestand keine Postverbindung.

Der reiche Pflanze und Viehzüchter Mac Hall sandte allwöchentlich einmal einen Postreiter, der die Post der Bewohner nach Santa Billis brachte.

Pat Sonnen brach am nächsten Morgen auf. Er hatte sich einen Führer genommen. Einen schweigsamen mexikanischen Indianer, der für wenige Peseten bereit war, ihn zu führen.

Der Weg war durchaus eben und führte durch Prärie und Sumpf, teilweise auch Wald.

Der Indianer, Rih-Saoh, war ein glänzender Führer.

Er verlor unterwegs kaum ein Wort. Aber auf die Stunde genau erreichten sie den Ort.

Pat war hocherfreut.

Er gab ihm zehn Peseten extra.

Rih-Saoh sah ihn erstaunt an, zum ersten Male glitt ein Zug der Freude über sein bronzefarbenes Antlitz.

„Ich danke dir, Herr!“ sagte er mit der Würde eines Caballeros. „Du bist gütig. Soll ich noch bei dir bleiben?“

„Ja, Rih-Saoh, bleibe noch bei mir, bis ich Tet-Hu-Atlen wieder verlasse. Wirst du mich wieder nach Santa Billis zurückzuführen, wenn es nötig ist?“

„Es sei wie du willst, Herr!“

Pat nahm Quartier in dem Gasthof des Ortes. Er staunte,

als er das stattliche Gebäude sah. Reichliche Unterkunft für Mensch und Tier war vorhanden.

Von dem Wirt, einem Deutschen namens Helmers, der seit vierzig Jahren im Lande war, erfuhr er, daß Tet-Hu-Atlen ein ganz stattlicher Grenzhandelsplatz war.

„Was hat Euch zu uns getrieben? fragte Helmers geradezu. „Zum Späße macht doch keiner die Reise von Santa Billis bis zu uns.“

„Richtig geraten, Herr Wirt,“ lachte Pat, „ich suche hier jemand. Besser gesagt, mehrere.“

„Da spricht mal genauer, ich kenn' hier jede Menschenseele. Kann Euch Auskunft geben.“

Da erzählte ihm Pat von den Cowboys.

Helmers war im Bilde. Sehr lebhaft sagte er: „Ja, ich entsinne mich. Es war vor Monaten. Achtzehn Mann waren es. Teilweise sehr rüdes Pack. Aber Sie müssen wissen, ich habe ein paar Jungs, die nehmens mit dem Teufel auf und wir haben die Bande schon in Käsen gehalten. Also die suchen Sie. Ja! Da werden Sie noch eine Weile suchen können. Denn sie sind nur acht Tage hier geblieben.“

„Ist keiner zurückgeblieben?“

„Nicht eine Seele!“

Pa Sonnen war sichtlich betroffen. Er hatte die Hoff gehabt, hier vielleicht noch den einen oder anderen zu finden, der vielleicht bei einem Farmer oder Pflanze Arbeit gefunden hatte.

Eine Hoffnung war zu Wasser geworden.

Aber er ließ den Mut nicht sinken. Er mußte eben weiter suchen. Pat den Wirt um ein gutes Essen für sich und seiner Führer.

Dann rief er den Indianer.

„Sehe dich zu mir, Rih-Saoh.“

Der ernste Sohn der Wildnis sah ihn erstaunt an. „Herr du kennst nicht die Sitten der Weißen? Es ist dem roten Manne verboten am Tische der Weißen zu sitzen.“

„Seh dich mir gegenüber. Du hast mich treu geführt, und ich will nicht, daß du wie ein Hund am Boden kauerst. Seh dich!“

Der Indianer tat es, aber man sah ihm an, wie unsicher er sich fühlte.

Die Tür öffnete sich und ein Farmer trat ein. blieb erstaunt stehen, sah auf Pat und dann auf den Indianer.

„Verfluchter Indio! Was unterstehst du dich, du Hund?“ schrie er und hob seine kurze Peitsche.

Aber mitten im Schlag hielt er inne, denn Pats Pistole war auf ihn gerichtet.

„Unterfuchte Euch, meinen Führer zu schlagen!“ rief Pat scharf. „Donner und Doria! Ihr habt hier eine verdammt christliche Menschlichkeit.“

Der Farmer ließ die Peitsche sinken.

„Seid verdammt unvorsichtig, Fremder. Wißt Ihr nicht, daß sich hier in Tet-Hu-Atlen kein Indio zu einem Weißen an den Tisch setzen darf?“

„Ich bin nicht der liebe Gott, guter Freund, der weiße, rote, gelbe und schwarze Menschen geschaffen hat, wenn aber ein Mensch mein Freund ist, dann werd' ich ihn verteidigen, wie mich selbst, ganz gleich, was seine Haut für eine Farbe hat. Und Rih-Saoh ist mein Freund.“

Der Wirt hatte den letzten Teil der Worte angehört.

Er trat zu dem Farmer.

„Freund Henderson, der Fremde hat recht. Er hat Rih-Saoh, den wir alle kennen und schätzen, als seinen Freund erklärt, und keiner kann drum Rih-Saoh verwehren, mit seinem Freunde an einem Tische zu sitzen.“

Henderson nickte brummend. Ging dann zu Pat und streckte ihm die Hand entgegen.

„Nehmt mir's nicht trumm! Seid ein verdammt fixer Kerl. Habt mir imponiert.“

Das war ein offenes Wort und tat wohl. Ueber Pats

offenes Gesicht glitt ein Zug herzlichster Freude. Er erwiderte den Händedruck herzlich.

Aber der Farmer setzte sich doch an einen anderen Tisch. Der taktvolle, gerecht denkende Wirt sorgte von vornherein dafür, daß weitere unangenehme Intermezzos unterblieben, aber es setzte sich keiner der Gäste, die sich am Abend einfanden, an Pats Tisch.

Als sich Pat erhob, folgte ihm der Indianer.

Wilhelm, der freundliche Sohn des Wirtes, fragte ihn, ob er sich zur Ruhe begeben wolle?

Pat Sonnen nickte und fragte dann: „Was wird mit Rih-Saoh?“

Wilhelm lachte. „Wollen Sie Rih-Saoh in ein Bett stecken? Sie täten ihm keinen Gefallen. Er sucht sich eine Lagerstatt nach seinem Geschmack.“

„Es ist so, Herr!“ sagte der Indianer.

Pat wollte noch nicht zur Ruhe gehen. Er bat sich einen Stuhl aus und setzte sich in den Vorgarten des Gasthofes.

Er wollte den prächtigen Abend genießen.

Rih-Saoh kauerte an seiner Seite. Schweigsam. Er störte nicht die Andacht des weißen Mannes, der in das Diamantenmeer der Sterne starrte.

Fast eine Stunde lang saßen sie stumm. Da begann der rote Mann zu sprechen.

„Herr, du suchst weiße Männer, ich habe es gehört. Verfolgst du sie? Hast du eine Rache an ihnen? Oder suchst du Hilfe bei ihnen?“

Erstaunt hörte Pat Sonnen die Worte.

„Ich verfolge sie nicht, ich suche sie nur, damit sie ihr Zeugnis ablegen.“

Dann erzählte er alles dem Sohn der Wildnis.

Es war nicht leicht, sich ihm in allem begreiflich zu machen. Aber Rih-Saoh schien ihn doch verstanden zu haben.

„Herr, willst du mir geben zweimal vier Tage und Nächte Zeit. Ich will dir helfen und dem Weißen in der großen Stadt.

Bleibe zweimal vier Tage und Nächte hier in Tet-Hu-Alten, warte auf mich. Dein Suchen wäre umsonst.“

Aufs äußerste erstaunt wollte Pat noch verschiedene Fragen tun, aber ein fester Instinkt ließ ihn schweigen.

Eines war ihm klar: „Rih-Saoh wußte den Aufenthalt eines oder aller Männer, die er suchte.“

„Gehe, Rih-Saoh. Ich vertraue deiner Klugheit und will auf dich warten,“ sagte er würdevoll.

Hätte er jetzt in Rih-Saohs Auge blicken können, er hätte eine Freude gehabt.

Rih-Saoh sah Pat fast liebevoll an.

„Ich gehe, Herr! Zweimal vier Tage und Nächte. Hütet Euch vor dem Geiste der Dunkelheit. Lebt wohl, Herr!“

Ehe Pat ein Wort sagen konnte, war er verschwunden.

Der Aufenthalt in der interessanten Stadt Tet-Hu-Alten war eines der schönsten Erlebnisse im Leben Pat Sonnens.

Pat staunte über die Schönheit des Ortes, die ganze Anlage der kleinen geheimnisvollen Stadt, die terrassenförmig sich aufbaute.

Helmers, der mit dem Orte verwachsen war, erzählte ihm die Geschichte des Ortes, seinen Handel beschrieb er ihm und war ihm ein guter Führer. Pat staunte über die Menge indianischer Steinidole und Figuren, die um Tet-Hu-Alten zerstreut lagen.

Am dritten Tage der Anwesenheit führte ihn Helmers auf den höchstgelegenen Fleck, von dem man eine glänzende Aussicht hatte.

„Sehen Sie im Süden den dichten Urwald, der sich fast bis zum Meer hinzieht? Keiner von uns kennt ihn und keinen wird es hineinlocken. Dort drin leben die Brüder Rih-Saohs. Es muß ein sehr intelligenter Stamm sein, denn Rih-Saoh ist bestimmt ein gewitzter Kerl. Er ist zuverlässig, peinlich, korrekt, im Unterschied zu dem braunen Gesindel, das sich hier unter den Weißen herumdrückt.“

„Wie ist der Indianer im allgemeinen hier?“

„Es sind — verdorbene Kinder. Das trifft vielleicht die Wahrheit am besten. Sie sind gut und schlecht, zuverlässig und wieder nicht, treu und wieder falsch, aufrichtig und wieder hinterlistig.“

„Mit anderen Worten, unberechenbar.“

„Ja, das sind sie. Nur in einem sind sie zuverlässig: in der Freundschaft. Der Indianer kennt das, was uns Liebe ist, nicht. Er hatte als Wiege die Wildnis und er ist drum selber ein Stück Wildnis. Ich glaube, ein Indianer kann nicht lieben, in dem Sinne wie wir. Er ist in der Hinsicht ein geistlicher Krüppel. Seine höchste Zuneigung erschöpft sich in der Freundschaft. Ich spreche vom Indianer der Wildnis, nicht von den Geschöpfen, den ihrer wahren Natur entklebten, aus dem Gleichgewicht gebrachten Arbeiter-Indianer. Vielleicht wird es einmal ein brauchbarer Menschen-

schlag. Ich befürchte, er wird immer ein verkrüppeltes Ding bleiben. Mit der Wildnis stirbt der Indianer.“

„Sind wir nicht selber schuld — ich will saagen an vielem. Eigentlich hat die weiße Rasse hier in der neuen Welt nur gezeigt, daß sie im Grunde genommen keine Kulturarbeit leisten kann.“

„Das sind Dinge, die sehr strittig sind,“ wach Helmers aus. „Ich habe das Gefühl gehabt, der Indianer hier an der Grenze Mexikos trägt eine entsetzliche Furcht vor dem Weißen in sich, eine Furcht, die einstmal die Spanier mit ihrer furchtbaren Grausamkeit eingepflanzt haben.“

Helmers nickte. „Ja, Furcht — und sicher in demselben Maße Haß. Wir können ja nicht einen einzigen Blick in des Indianers Seele tun.“

Sie schritten wieder zurück.

Unterwegs fragte Pat. „Ihr spracht von dem geheimnisvollen Urwald. Ist er so gefährlich?“

Helmers nickte.

„Von den sechzehn Mann, die ich im Laufe der Jahre in den Urwald gehen sah, ist keiner wiedergekehrt. Der Indianer ist sehr konsequent. Der Wald ist sein Reich. Hier ist er Herr, und seine Geheimnisse dürfen die Weißen nicht schauen. Er weiß, daß er sich nur mit größter Rücksichtslosigkeit helfen kann. Er läßt keinen am Leben. Edelmut ist ihm fremd. Hat Euch denn Rih-Saoh seine Freundschaft geboten.“

„Nein,“ gestand Pat, „ich hatte nur zuletzt die Ueberzeugung, daß er mir gut gesinnt war.“

„Sicher ist er das! Euer Einstehen für ihn hat ihm bestimmt gefallen. Aber er muß Euch die Blutsbrüderchaft bieten. Ich hab's noch nicht erlebt, daß dies ein Indio dem Weißen angeboten hat.“

„Es wird's keiner gewagt haben.“

„Auch möglich. Rih-Saoh wird übermorgen wiederkehren. Ich bin ehrlich gespannt, ob und was er ausgerichtet hat.“

Rih-Saoh kam pünktlich zur festgesetzten Stunde. Vier Tage und vier Nächte waren vergangen und als sich Pat von seinem Lager erhob, da stand Rih-Saoh mit unbeweglichem Bronze Gesicht vor dem Gasthause und wartete auf ihn.

„Willkommen, Rih-Saoh, ich freue mich, daß du wieder zurück bist.“

„Ich danke dir, Herr!“

Dann war eine Pause, denn Pat erwartete, daß der Indianer weitersprechen würde und der wiederum wartete auf die Aufforderung.

Das spürte Pat.

„Rih-Saoh, war dein Weg Erfolg?“

„Das liegt an Euch, Herr!“

„Du weißt, wo die Menschen weilen, die ich suche?“

„Ja, Herr!“

Pat atmete tief auf. Gott sei Dank ein Einblick bot sich.

„Wo sind die, Rih-Saoh?“

„Bei meinen Brüdern, Herr.“

„Sprich weiter!“

„Sie sind in den Wald gezogen, der sich dort im Süden streckt. Es ist unser Reich und keiner, der es betritt, verläßt es wieder. Ich vertraue Dir, Herr!“

„Du tust recht, Rih-Saoh. Deine Rede ist nur für mein Ohr. Niemand wird ein Wort von mir hören.“

„Ich danke dir, Herr. Die achtzehn Weißen leben, Herr. Sie arbeiten in unserem Bergwerk. Es ist wie Tod, Herr. Laß mich weiter dein Freund sein.“

„Du bist mein Freund. Rih-Saoh. Sprich weiter.“

„Ich habe für dich die Gefangenen von meinen Brüdern frei gebeten. Sie wollen es tun, weil du mir deine Freundschaft geboten hast. Aber sie wollen ein Lösegeld, ein hohes Lösegeld, Herr. Mehr als die Männer wert sind, denn sie sind alle krank. Sind sie es dir wert?“

„Nicht die Männer, die ihr Schicksal selbst verschuldeten, es gilt meiner weißen Herrin, die ich retten will.“

„Ich weiß es, Herr! Sie wollen für jeden 1000 Peseten.“

„Es ist gut, Rih-Saoh,“ sagte Pat ohne mit der Wimper zu zucken. „Ich werde das Lösegeld zahlen.“

„Ich soll es meinen Brüdern bringen.“ Es schien in des Indianers Ton eine Unsicherheit, eine Mangelhaftigkeit zu schwingen.

Pat blieb ruhig. Er mußte: Hier hilft nur ein restloses Vertrauen.

„Ich werde es dir geben, Rih-Saoh. In einer Stunde.“

„Ich danke dir, Herr!“

Pat ging zu Helmers und fragte ihn, ob er ihm 18 000 Peseten verschaffen könne. Gegen Dollars. Helmers selbst hatte so viel nicht, aber er sandte seine beiden Söhne aus und im Verlaufe einer halben Stunde war das Geld beisammen.

(Fortsetzung folgt)

Vier Etappen

Von Heinrich George.

Wenn ein Schauspieler von Etappen spricht, so beginnt die erste Etappe der Theaterlaufbahn mit der Schmiere und dem Hungertuch. Ich will nicht behaupten, daß diese beiden Etappen in meinem Leben fehlen, aber meine erste Etappe beginnt weit früher, und damit enthülle ich das Wiso und Warum meiner Schauspielerlaufbahn. Aber lassen Sie mich erzählen:

Es war an einem ereignisreichen Tage meines Lebens, nämlich meine Einschulung in die Vorschule des Stettiner Gymnasiums, als mich meine Mutter — mein Vater, der Kapitän war, befand sich gerade auf einer Reise — mit der Mitteilung überraschte: „Heini, nachmittags gehen wir ins Theater und sehen uns Rottäppchen an.“ Und das war so schön, daß ich von diesem Augenblick an beschloß, Schauspieler zu werden. Es war nicht so sehr

Entscheidung, denn dies unterschied sich durch nichts von anderen Märchenvorstellungen für Kinder, als die interessanteste Person des Stückes, und zwar die Hege; eine Hege, die mit rollenden Augen und tiefer Stimme auf Rottäppchen einsprach, eine Hege, die merkwürdig flint auf den Beinen war, eine Hege mit einem großen Bart. Und diese Hege wurde gespielt von — und das ist keine Erfindung — von Hermann Picha. Stellen Sie sich einen jungen, springlebigen Hermann Picha in der Rolle als Hege mit einem großen Bart vor. Bei diesem Anblick mußte man sich doch entschließen, Schauspieler zu werden — und ich wurde Schauspieler.

Siebzehneinhalb Jahr war ich alt, als ich als jugendlicher Bon vivant in das Stadttheater Kolberg einzog, 35 Mark Gage — nicht täglich, auch nicht wöchentlich, sondern monatlich erhielt und davon lebte, bescheiden, dürftig und stets hungrig. Bei dieser fürstlichen Gage hatte ich noch den Posten des ersten Geigers bei den Opern- und Operettenaufführungen zu versehen. Ich muß gestehen, viel gelernt habe ich dadurch, indem man von älteren, erfahrenen Kollegen des Stadttheaters Kolberg lernen konnte. Es kam mir nicht darauf an, mal einen falschen Ton zu spielen, oder aus dem Konzept zu kommen, wenn ich irgendeine charakteristische Bewegung eines Kollegen beobachtete. Ich wurde Kritiker. Jedesmal nach den Opern- und Operettenaufführungen fragten mich meine Kollegen, ob ihr neuer Zug gefallen habe, ob ich glaube, daß er wirksam sei. Ich mußte gewissenhaft sein, das heißt, natürlich jedem das erzählen, was er gern hören wollte. Und das war meine zweite Etappe.

Die dritte Etappe spielte im Zirkus. Ja, ich, Heinrich George, war beim Zirkus. Ich hatte mich in eine kleine Reifenspringerin eines Zirkus verliebt und schloß mich der Gruppe an. Ich will sogar verraten, es war der Zirkus Althoff. Ich hatte schon damals trotz meiner Jugend ein sehr bemerkenswertes Auftreten, womit ich natürlich nur meine Gestalt meine, und so spielte ich beim Zirkus Althoff eine erste und tragende Rolle. Jedesmal, wenn der Zirkus in eine neue Stadt einzog, setzte ich mich auf eines der Zirkuspferde — im Cut, Zylinder, weißen Handschuhen, mit goldener Uhrkette nebst der dazugehörigen goldenen Uhr (die Garderobe stammte von einem der belebteren Clowns, die goldene Uhr mit der Kette vom Herrn Direktor) und ritt, so angezogen, vor das Rathaus des betreffenden Landstädtchens, sprang ab und ließ mich beim Bürgermeister melden — um eine Ermäßigung der Luftbarkeitssteuer zu erzielen. Sie sehen, ich spielte dort die wichtigste Rolle. Das war die dritte Etappe meines Lebens.

Die vierte Etappe begann, als mein durch viele Filme, durch den Ufa-Film „Das Panzergewölbe“ und dann später



Heinrich George

Der bekannte Charakterdarsteller Heinrich George spielt die Hauptrolle in dem neuen Ufa-Film „Der Sträfling von Tambul“.

den großen Fritz-Lang-Film der Ufa „Metropolis“ so be-
kannter Vorkampfer der Schere des Friseurs zum Opfer fiel.
Ein an sich trauriger Beginn — ich liebte meinen Bart. Diese
Etappe führte mich durch so viel Film- und Theatergestalten
bis zu dem Thomas Jezi des neuen Ufa-Films „Der
Sträfling aus Tambul“ unter der Regie von
Gustav Ucicky. Sie ist längst noch nicht abgeschlossen und
heißt: Film. ob Stumm. ob Tonfilm — jedenfalls Film.

Feuerwehr der Luft — für Wolkenträger.

Amerika ist wieder einmal in der Welt voran! Während wir mit allen technischen Mitteln das Feuer von der Erde aus bekämpfen, beginnt man drüben bereits, eine Feuerwehrluft-
flotte auszurüsten.

Wenn nämlich ein Wolkenträger zu brennen beginnt, ist eine
Löschung aussichtslos, und ein Sturz in das Sprungtuch ist aus
solcher Höhe ebenfalls unmöglich. Es gab keine so konstruierten
automatischen Leitern, um auf das Dach dieser Gebäude zu ge-
langen. Nunmehr ist der Beschluß gefaßt worden, eine neuartige
Feuerwehr zur Bekämpfung derartiger Brände einzurichten. Es
werden Flugzeuge mit Löschvorrichtung eingestellt, die aus Gum-
mischläuchen nicht etwa Wasser, sondern feuerlöschende chemische
Flüssigkeiten auf die Flammen gießen, die den Brand sofort zum
Stillstand kommen lassen.

Wie soll man Stallmist auf- und unterbringen?

Der Stallmist soll das Land nicht nur an Mäßenbestand-
teilen bereichern, durch seine verbrennlichen, allmählich ver-
wesenden Teile den Boden erwärmen, ihn mit Kohlenäure
versorgen und wasserarmen Boden feuchter, binbigen Boden
aber lockerer machen, sondern auch durch die in ihm massen-
haft enthaltenen niederen Lebewesen eine Gärung hervor-
rufen, welche den Stickstoff im Boden für die Pflanzen
aufnahmefähig macht und den mechanischen Zustand des Bo-
dens verbessert.

Die vollkommenste Wirkung würde demnach durch Stall-
mistdüngung wohl dann erzielt werden, wenn man den Mist
mittels einer Maschine in Mull zerreißen und so völlig gleich-
mäßig in der Schicht des Bodens verteilen würde, damit die
Luft leichten Zutritt hat. Es erhellt aber jedenfalls, daß
man das Bestreben haben muß, den Stallmist möglichst gleich-
mäßig zu streuen, so daß das Feld aussieht wie Samt; dann
wird der Mist in schmalen Furchen untergepflügt, oder man
läßt ihn so obenauf liegen.

Je schwerer und undurchlässiger der Boden ist, um so
weniger tief wird man den Mist bringen dürfen — und um-
gekehrt. Je weiter die Zersetzung des Mistes schon auf der
Düngstätte vor sich ging, um so tiefer kann man ihn weg-
pflügen — und umgekehrt.

Auf schwerem kalten Boden, in ebener Lage und im
Herbst kann man aber den Stallmist auch oben aufgestreut
liegen lassen, wenn es mit den Gespannarbeiten usw. nicht
recht paßt. Auf lockerem hügigen Boden im Frühjahr und
Sommer wird man den Dünger sofort nach dem Ausfahren
streuen und möglichst bald unterpflügen müssen.

Daß es schädlich ist, den Stallmist längere Zeit in kleinen
Haufen auf dem Felde liegenzulassen, verraten immer wieder
die Geißellen der Saat im nächsten Frühjahr. Auf der Geiß-
stelle gibt's dann nachher viel Stroh, aber leichte Frucht und
Lagerforn aus Ueberfluß an Stickstoff, nebenan jedoch dünnen
Stand aus Stickstoffmangel. Dipl.-Landwirt P. a. u. l.

Getreide, das bald nach der Ernte gedroschen wird und
dann auf den Schüttboden gebracht wird, muß fleißig um-
geschauelt werden. Denn das Getreide macht einen Schwitz-
prozeß durch, wobei es sich stark erwärmt und Wasser ver-
dunstet. Wird der Kornspeicher nicht gut gelüftet, das Ge-
treide nicht anfangs dünn aufgeschüttet, so wird es muffig
und schimmelig. Der Keimling kann leicht ersticken und so
das Getreide zu Saatzweden unbrauchbar werden.

Die Keimfähigkeit des Seidesamens ist fast unverwundlich.
So ist z. B. nachgewiesen, daß Seidesame, der vom Rindvieh
zusammen mit trockenem Kleeheu gefressen worden war und
nachher fast ein halbes Jahr auf der Düngersäcke im Dünger
gelegen hatte, dennoch nichts von seiner Keimfähigkeit ein-
gebüßt hatte. Man tut daher auf jedem Fall gut, von Seide
befallene Futterschläge möglichst frühzeitig abzumähen, ehe
noch die Samen zur Entwicklung kommen.

Für die Böttelwilde empfehlen sich im allgemeinen reich-
liche Gaben von Kalk, Kali und Phosphorsäure.

Das Problem des Ausstattungsfilms.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß es jeder Filmregisseur von einigem Ruf als seine dankbarste Aufgabe ansah, Filme von ganz großen Ausmaßen zu machen: — Filme, in denen möglichst Tausende von Statisten mitzuwirken hatten — und in denen die Dekorationen ungeheure Ausmaße annahmen. Man suchte damals in sämtlichen Gesellschaftsbüchern, die sich aufstreiben ließen, nach großen historischen Ereignissen, die einigermaßen bekannt und filmwürdig waren, man beschäftigte sich mit der Entdeckung Amerikas, mit den verschiedensten Feldzügen und Revolutionen, mit den romantischsten Frauenschicksalen — und das Endergebnis war immer wieder ein prunkhafter Ausstattungsfilm.

Nicht nur die Inflation hat dieser Neigung, Ausstattungsfilme herzustellen, ein schnelles Ende bereitet; nur zu bald sahen nämlich sowohl Publikum wie auch Regisseure ein, daß man im Rahmen so gewaltiger Architekturen kein menschlich bescheidenes Schicksal verkörpern konnte. Solche Filme waren mehr oder weniger Schauflüde, die durch den großen Aufwand technischer Hilfsmittel interessant waren, aber keinen bleibenden Nachhall zu wecken vermochten. Der Film erlebte damals dasselbe Schicksal, das auch die Sprechbühne zu verzeichnen hatte: vom hohen Rothurn der dramatischen Neußerlichkeiten stiegen alle Mitwirkenden zur Intimität des Kammerstückes herab — sie wollten mehr durch innere Werte erschüttern, als durch äußere und äußerliche Aufmachung verblüffen.

Daß das Seelische, wenn es rein und stark wirken soll, schon in seiner ungreifbaren Substanz der großen Aufmachung widerstrebt, ist niemandem ein Geheimnis mehr; man ging sogar so weit, zwischen beiden einen unüberbrückbaren Gegensatz zu konstruieren. Andererseits ist aber nicht einzusehen, warum nicht auch — ganz prinzipiell betrachtet — noch innerhalb eines großen Rahmens, den die szenische Aufmachung abgibt, menschliches Denken und Fühlen gezeitigt werden sollte. Wollte man das bestreiten, so hieße das, die Menschen innerhalb großer Dekorationen als seelenlose Marionetten betrachten, mögen diese Dekorationen nun im Filmatelier gebaut — oder von der Geschichte in die Wirklichkeit hineingeseht worden sein. Aber auch geschichtliche Personen müssen doch so etwas wie Seele besitzen haben. Also schließt der große Hintergrund den inneren Gehalt nicht aus, und er wird, auch im Film, den seelischen Gehalt nicht ausschließen, wenn ein kluger und fähiger Filmregisseur beides in Einklang zu bringen — mit anderen Worten: selbst die größte Dekoration den Schauspielern untertan machen kann. Ein Verschmelzen von großem Hintergrund und handelnder Person kann nur dann erwartet werden, wenn die Beziehungen zwischen der Person und dem Publikum rein gedanklich so stark sind, daß die Größe des Hintergrundes nur mehr reliefartig empfunden wird.

Heilkunst aus Grenzstrahlen.

Ein bedeutender amerikanischer Röntgenologe, ein Gelehrter deutscher Abstammung, weilt gegenwärtig in Europa und hat über die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit Vorträge gehalten, die geeignet sind, auch über den engen Fachkreis hinaus größtes Aufsehen zu erregen. Dr. Buchs hat für die Strahlungstherapie ein neues Gebiet erschlossen, auf dem die Medizin der nächsten Jahre zweifellos noch bedeutende Erfolge erzielen wird. Es handelt sich um die sogenannte Grenzstrahlung, eine vielfach noch rätselhafte und unerforschte Strahlenart, der, wie dies eben auch Dr. Buchs Versuche zeigen, eine seltene Heilkraft innewohnt.

Was sind die Grenzstrahlen? So nennt man eine Strahlungsart, die nach ihrer physikalischen Beschaffenheit zwischen den ultravioletten und Röntgenstrahlen steht, die Eigenschaften beider bis zu einem gewissen Grade vereinigend, und dabei weder mit Ultraviolett noch mit Röntgenstrahlen gleichbedeutend ist. Bekanntlich faßt die moderne Physik all diese Strahlen, wie auch die des sichtbaren Lichtes, als Wellerschwingungen auf. Zwischen Ultraviolett und den noch sichtbaren normalen violetten Strahlen besteht der Unterschied darin, daß die Wellenlänge des Ultravioletts kürzer ist und die Zahl der Schwingungen in der Sekunde, die Frequenz, noch größer. Die Röntgenstrahlen haben nun noch viel kürzere Wellenlängen als die ultravioletten. Während die Wellen des ultravioletten Lichtbereiches ungefähr bei zwei Zehntausendstelmillimeter einsehen und etwa bis ein Hunderttausendstelmillimeter reichen, zählen die Wellenlängen der Röntgenstrahlen und der verwandten Radiumstrahlen nur mehr nach Millionstelmillimeter. Zwischen dem Ultraviolett

und den Röntgenstrahlen gibt es ein Uebergangsgebiet, dem eben die sogenannten Grenzstrahlen angehören.

Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß die Wirkung dieser Grenzstrahlen auf den menschlichen Körper, insbesondere auf die Haut, ganz anders geartet ist, wie die des ultravioletten oder des Röntgenlichts. Die ultravioletten Strahlen wirken im allgemeinen, in erster Reihe, auf die Haut ein und dringen nicht in die Tiefe, während die Röntgenstrahlen in größtem Maße diese Eigenschaft besitzen. Auch die Grenzstrahlen dringen nicht tief in den Körper hinein, und dennoch kommt ihre Wirkung der Tiefenstrahlung durch Röntgenlicht nahe. Durch Bestrahlung der Haut mit Grenzstrahlen werden das Nervensystem und der Allgemeinzustand des ganzen Körpers auf das günstigste beeinflusst. Bei einer großen Anzahl innerer Erkrankungen lassen sich durch Grenzstrahlen Heilerfolge erzielen, die jene der Röntgenstrahlen übertreffen. Es reichen hierbei meist ganz geringe Strahlenmengen aus.

Aus aller Welt.

Frankreich erhält einen Nationalpark. Ein etwa 100 Quadratkilometer großes Gebiet in der Provence mit Sümpfen, Flugarmen, Altwässern und steinigen Steppen, das als einziges in Europa noch Flamingos aufzuweisen hat, ist zum französischen Naturschutzpark erklärt worden. Man will dort auch Tiere ansiedeln, die im übrigen Frankreich im Aussterben begriffen sind.

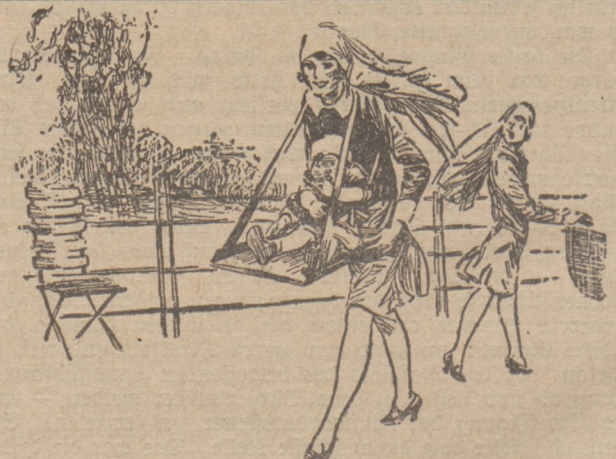
Gefahrloses Morphinum. Dem Direktor des Hamburger Universitätsinstituts für Immunitäts- und Tuberkuloseforschung Professor Dr. Hans Much soll es, Hamburger Zeitungsmeldungen zufolge, gelungen sein, ein biologisches Verfahren auszuarbeiten, das die Entgiftung des Morphins und anderer Pflanzengifte ermöglicht, ohne daß diese Gifte ihre für die Medizin nützlichen Wirkungen dadurch verlieren.

Mehr Rheumatismus als Tuberkulose. Untersuchungen über den Umfang der rheumatischen Krankheiten und allem, was damit zusammenhängt, die in England, Holland und Deutschland von Ärzten angestellt wurden, haben ergeben, daß es siebenmal so viel Kranke an Rheumatismus wie an Tuberkulose gibt, und daß Rheumatismus dreimal so viele Krankentage verursacht als Tuberkulose. Diese erschreckenden Ziffern würde wohl niemand erwartet haben.

Fröhliche Ecke.

Der Clown. „Ja, ich weiß wirklich nicht, was man gegen Ihre Schwermut machen könnte. Gehen Sie vielleicht zu Guck in den Cirque d'Été. Ueber den lacht ganz Paris.“
„Herr Doktor, der Guck bin ich selbst!“

In Leipzig verkehrte Lessing als junger Student in einer Schauspielertruppe, deren Leiter Madame Neuberin war. Madame Neuberin wurde von vielen Männern nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Frau verehrt. Der junge Lessing ärgerte sich oft darüber, daß manche leichtsinnigen Männer an ihr nur die Frau begehrt. Einmal spielte Madame Neuberin eine Rolle in Männerkleidern. „Ausgezeichnet ist sie als Mann,“ sagte sein Freund Christoph Wylus zu Lessing, „die meisten denken bestimmt, daß sie ein Mann ist.“ — „Es stimmt, sie spielt als Mann famos,“ erwiderte Lessing, „aber glaube nur nicht, daß die meisten Männer sie für einen Mann halten, die werden es aus Erfahrung besser wissen.“



Humor des Auslands.

Die Schokoladenverkäuferin aus dem Kino ist Kindermädchen geworden.